

Wie auch immer wir uns in unserem Leben entwickeln, nie können wir, nie dürfen wir jene Traditionen abschütteln, aus denen wir stammen. Zu meinem Leben gehört die Frohnauer Johanneskirchengemeinde, hier bin ich aufgewachsen; hier bin ich geprägt worden; hier erlernte ich das Orgelspielen, hier habe ich in meiner Jugend vieles empfangen, das ich nicht missen möchte – auch wenn ich heute keiner Kirche mehr angehöre.

Deshalb danke ich Ihnen, liebe Frau Pastorin Gräß, dass Sie mich eingeladen haben. Wir haben uns auf ein Thema verständigt, das mit meiner beruflichen Erfahrung zusammenhängt. Und nur aus dieser engen Perspektive eines Reinickendorfer Gymnasiums kann ich sprechen; ich weiß zu wenig über die realen Nöte in den sogenannten Problembezirken unserer Stadt.

Da meine Schule das Humboldt–Gymnasium war, soll auch Humboldts Bildungsansatz mich leiten.

Das Thema Werte–Erziehung ist ja uralte: Schon vor 4000 Jahren drückte **ein babylonischer Priester** folgenden Satz in seine Tontafel:

„Diese Jugend ist heruntergekommen. Die Kinder gehorchen den Eltern nicht mehr. Das Ende der Welt ist nahe“.

Vor 2700 Jahren klagte der griechische Dichter **Hesiod**:

Ich habe keine Hoffnung mehr für die Zukunft unseres Volkes, wenn diese Zukunft von der leichtfertigen heutigen Jugend abhängt. [...] Als ich jung war, da brachte man uns gute Manieren und Respekt vor den Eltern bei. Aber die Jugend von heute widerspricht und will immer Recht haben.

Ich überspringe zwei Jahrtausende mit zahlreichen ähnlichen Klagen großer Prediger und Philosophen und zitiere **Erich Fromm**, einen vor vierzig, fünfzig Jahren populären Psychoanalytiker:

Die deutsche Jugend ist völlig bindungslos, amoralisch und ohne Glauben. Wir werden einst von ihr hören und es werden keine guten Nachrichten sein.

Und eine Allensbach-Umfrage des letzten Jahres belehrt uns:

Zwei Drittel der Deutschen meinen, dass den Kindern heute „zu wenig Werte“ vermittelt werden.

Was zeigen uns diese Klagen?

Entweder, dass seit Babylon jede Generation, jede Jugend immer noch schlimmer wurde als die vorangegangene – ein steiler moralischer Abstieg durch die Jahrtausende – bis zum heutigen Tiefststand

¹ Johanneskirche Frohnau, 18. Januar 2008

oder: dass es anscheinend seit Jahrtausenden in jeder Generation üblich ist, den Werteverlust der nachfolgenden Jugend zu beklagen.

Ich denke, dass in jeder Generation die jeweilige Jugend ihre Grenzen erprobt, dabei auch Grenzen überschreitet, dann aber, erwachsen geworden, so vernünftig oder unvernünftig, genauso werteorientiert oder egoistisch lebt wie bereits ihre Eltern, um eines Tages, alt und grau und müde geworden, den Werteverlust ihrer eigenen Kinder und Enkel zu beklagen.

Für meine These spricht der Lebenslauf eines gewissen Johann Wolfgang Goethe, der in seiner Jugend genau so ein Rüpel war wie später ein gewisser Joseph Martin Fischer, bekannter unter dem Rufnamen Joschka. Beide wurden sehr bürgerliche Menschen und Rotweinkenner und haben es zu Ministerwürden gebracht.

Es gibt Werte, die sich über lange Zeit hinweg bewährt haben; dazu gehören für uns unter anderen: Gerechtigkeit, Freiheit, Wahrheit, Frieden, Solidarität, Weisheit, Liebe.

Aber wenn wir heute über Werte diskutieren, vermischen wir sie mit Tugenden –Haltungen, mit deren Hilfe wir den Werten aus innerem Antrieb entsprechen. Die Liste dieser Tugenden ist sehr lang; über fünfzig habe ich gefunden. Zum Beispiel:

Aufrichtigkeit, Bescheidenheit, Fairness, Fleiß, Keuschheit (heute weniger aktuell), Sparsamkeit (heute staatlich unerwünscht), Leistungsbereitschaft, Toleranz, soziales Engagement, Zuverlässigkeit und so weiter.

Werte und Tugenden sind Voraussetzung für das Zusammenleben in der Gemeinschaft. Notwendigerweise leben wir in der optimistischen Annahme, dass unsere Nebenmenschen sie befolgen – auch wenn wir enttäuscht werden. Wir müssen glauben, dass unsere Freunde, unser Arzt, unser Automechaniker und – auch unser Bankberater, ja, auch er, diesen Tugenden gemäß handeln.

Wie erwerben nun unsere Kinder Werte und Tugenden? Sicherlich: durch Belehrung, konsequente Einforderung, Einsicht; aber vor allem durch Nachahmung. Sie übernehmen, was ihnen vorgelebt wird: In der Familie, in der Schule, von Freunden, von der Gesellschaft.

Da hat sich einiges radikal geändert:

Wir Älteren wuchsen in einem geschlossenen Kosmos auf. Die überlieferten Werte und Tugenden wurden in einer konkurrenzlosen Selbstverständlichkeit vorgelebt und eingefordert. Sie waren trotz aller pubertären Aufwallung nicht fraglich und wurden früher oder später von uns übernommen.

„Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war.“

Unsere Kinder dagegen leben in einem offenen Kosmos. Globalisierung auch hier. Fernsehen und Internet öffnen jedes Kinderzimmer hin zu einer Welt, in der es keine Grenzen gibt. Der tägliche Totschlag flimmert über den Familien-Bildschirm. Wenn die Eltern draußen sind, wird das pädagogische Computer-Lernspiel-Weihnachtsgeschenk beiseite geklickt und Neunjährige sehen Dinge, denen sie besser noch nicht begegnen sollten. Für die Kinder ein Tugenden – Tohuwabohu.

Hat deshalb unsere Jugend keine Tugend?

Die gute Nachricht ist: Sie hat sie durchaus und trotzdem. Es mag Akzentverschiebungen geben. Aber selbst der verstockte Pubertäre, der am Wochenende seine Tüte raucht, lässt nicht ab, nach einem Lebenssinn, nach Werten, die sein Leben bestimmen sollen, zu suchen – und ergeben sich nicht viele

Konflikte daraus, dass die aufsässigen Kinder uns Erwachsenen vorwerfen, wir hätten nur Karriere und Geld im Sinn, wir hätten und Werte und Tugenden vergessen?

Hätte Hesiod nicht im hohen Alter, sondern mit Fünfzehn seine Klage geschrieben – wer weiß, vielleicht würde sie dann lauten:

„Ich habe keine Hoffnung mehr für die Zukunft unseres Volkes, wenn diese Zukunft von den verspießerten Erwachsenen abhängt.“

Ich vertraue darauf, dass diese Werte– und Tugendbereitschaft der Jugend immer dann gegeben ist, wenn das Kind noch eine Bindung zu seinen Eltern hat: ein Grundvertrauen, die Gewissheit, dass es geliebt wird. Aus dieser Liebe heraus wird es auch irgendwann in modifizierter Form das Denken und Fühlen seiner Eltern übernehmen, die elterlichen Werte und Tugenden praktizieren.

Deshalb ist mir im Grundsatz um die Werte–Orientierung und Tugend unserer Kinder nicht bange.

Das war die gute Nachricht; die schlechte Nachricht ist: Es gibt trotzdem ein Tugenden–Problem.

Unsere Kinder erleben eine Welt der sofortigen Wunscherfüllung. Der Markt hat sie entdeckt, und für jeden Wunsch gibt es eine schnelle materielle Erledigung – neue Klamotten zum Beispiel; oft sind sie nur materielle Zeichen der Liebe, statt der Liebe selbst. Das trifft ins Zentrum der psychischen Reifung, deren Ziel das Realitätsprinzip sein muss: nämlich Aufschub, Verzicht auf schnelle Befriedigung zugunsten eines beurteilenden und verantwortlichen Abwägens und Handelns.

Deshalb ertragen viele Schulkinder keinen Aufschub ihrer Impulse. Das hat oft Auswirkungen auf Fleiß, Frustrationstoleranz, Zuverlässigkeit, Teamfähigkeit usw. Da höre ich viele Klagen von Kollegen, die jetzt in den fünften und siebenten Klassen unterrichten. Aber hier ist mir nicht so bange. Selbstverständlich werden in jeder Unterrichtsstunde diese Tugenden eingefordert und trainiert. Das ist sehr viel schwieriger geworden für uns Lehrer; aber es geht.

Nun gibt es darüber hinaus jedoch zentrale Werte oder Tugenden, um deren Übertragung wir ebenfalls ringen müssen und die ich in großer Gefahr sehe.

Der erste zentrale Werte ist: das Urteilen in gesellschaftlicher Verantwortung im Gegensatz zum Fachidiotentum; der zweite Wert ist Offenheit im Gegensatz zur Borniertheit; der dritte Wert ist Gemeinsinn, soziales Engagement im Gegensatz zum Egoismus; der vierte Wert ist ein sinnhaft erlebtes Lebens–Thema im Gegensatz zu einer leeren Beschäftigung nur um des beruflichen Funktionierens willen.

Zum **ersten** Punkt, dem gesellschaftsbezogenen Urteilen. Es gibt keine reine Wissenschaft; in allem muss der Lebensbezug, muss der gesellschaftliche Bezug mitgedacht werden. Das gilt für fast alle Themen in fast allen Fächern, nicht nur für Pränatal-Diagnostik, Gen- oder Atomtechnik. Das Urteil darüber kann man nicht in ein gesondertes Fach abstellen. Ohnehin ist alles Lernen ist mit Erfahrung und mit Anwendung verbunden. Werte müssen in der konkreten, wissenschaftlich fundierten Auseinandersetzung in jedem einzelnen Schulfach erworben werden. **Für uns Lehrer folgt daraus**, dass wir in unserem Unterricht immer einen Lebensbezug herstellen und dabei ein eigenes Urteilen ermöglichen müssen, welche Auswirkungen, welchen Lebenszusammenhang unsere Wissenschaft hat. Der Chemielehrer, der sich nur an der kristallinen Schönheit seines Faches berauscht, ein Lateinlehrer, der nicht die die Gier nach dem gallischen Gold aufscheinen lässt, die sich in den Texten des Kriegsherrn Cäsar verbirgt, ein Deutschlehrer, der nicht das *Nostra res agitur* der Literatur vermittelt ... sie tragen nur wenig zur Werte-Erziehung ihrer Schüler bei. Urteile kann man nicht auslagern – nach dem Motto: im Fach Biologie die Fakten, im Fach Ethik das Urteil. Das geht auch deshalb nicht, weil

man begründet urteilen, also tiefe Fachkenntnisse haben soll. Sonst trainieren wir Geschwätz, und das ist keine Tugend.

Der **zweite** zentrale Wert ist: Offenheit im Gegensatz zur Borniertheit. Aus dem Korintherbrief hörten wir: „*Unser Wissen ist Stückwert*“. Und je mehr wir wissen, desto größer wird die Grenze zum Unerkannten. Und dieser Grenze müssen wir uns stellen. Deshalb sollen unsere Schüler nicht in abgeschlossenen Erklärungsmodellen verharren. Sie müssen ahnen „Da gibt es noch etwas“, sollen neugierig bleiben, suchen und fragen. Denn zu den Tugenden eines Menschen gehört, dass er sich nicht in falscher Sicherheit, in abgeschlossenen Gewissheiten, in Dogmen und Ideologien einmauert. Er muss wissen, dass es immer die Möglichkeit anderer Erklärungen, anderer oder, besser: weiter reichender Wahrheiten gibt und dass das, was wir heute und hier für wahr halten, an anderen Orten, in anderen Denksammenhängen oder morgen falsch sein kann. Diese Offenheit ist nicht leicht zu ertragen. Denn es ist immer bequemer, sich in einem festen Gerüst zu halten, das Fremde abzublocken, statt sich der Vorläufigkeit und Begrenztheit unseres Wissens zu stellen. **Deshalb muss ein Lehrer** immer zwar das, was heute gesichertes Wissen ist, lehren, aber auch dafür Sorge tragen, dass die Grenzen seines Wissens und die Grenzen seiner Wissenschaft erkennbar bleiben; er darf seine Schüler nicht in falschen Sicherheiten wiegen, darf niemals der eitle, allwissende Meister sein. Sonst trainieren wir Überheblichkeit; und auch sie ist keine Tugend.

Der **dritte** zentrale Wert ist Gemeinsinn. Wir wünschen uns junge Menschen, die Verantwortung übernehmen, nicht gleichgültig sind, wo Unrecht geschieht, sondern das Maul auf tun, wo ihre eigenen Rechte, ihre eigene Würde und vor allem: die Rechte oder die Würde anderer in Gefahr sind. **Das bedeutet für uns Lehrer**, dass wir Kinder nicht nur als Lernwesen betrachten, dass wir ihr Engagement in und außerhalb der Schulgemeinde fördern und ihre Fragen, Beschwerden, Proteste partnerschaftlich und gesichtswahrend klären. Wir dürfen kritisches Fragen nicht als Unbotmäßigkeit abbürsten, die einem Kind nicht zukommt – allerdings: nicht ohne dabei die Tugend der Höflichkeit zu verlangen.

Der **vierte** zentrale Wert: Wir wünschen den jungen Leuten, dass sie „ihr Thema“ finden, etwas, in dem sie ganz und in weltvergessener Begeisterung aufgehen – etwas, in dem sie ihren Lebenssinn finden; warum nicht: ein Hobby. Natürlich ist es schön, wenn dies in einen Beruf mündet. Aber wichtiger ist, dass die jungen Leute auch eine Lebensbeschäftigung finden, die nicht im Erfolgsdenken aufgeht und nicht von äußeren Erfolgen abhängig ist. **Das bedeutet für die Schule**, dass sie möglichst viele Möglichkeiten anbietet, einem Interesse ohne Notendruck und Notenbelohnung nachzugehen. Dafür braucht es Projekte, Arbeitsgemeinschaften, Freiräume – und vielleicht: die vernünftig strukturierte Ganztagschule.

Meine Damen und Herren,

all dies wird nicht durch theoretische Abhandlung in einem besonderen Fach erworben, sondern im ganzen schulischen Zusammenleben, in jedem Fach Stunde für Stunde. Vieles fällt unter das, was man das **Klima** einer Schule nennt, eine oft über Lehrergenerationen gewachsene schülerzugewandte Grundhaltung, ein partnerschaftliches Verhältnis von Lehrern, Eltern, Schülern.

Nun aber das Wichtigste: Damit solche Werte und Tugenden übertragen werden können, bedarf es einer heute kaum noch beachteten **Konstellation im Verhältnis von Lehrern und Schülern, die nicht von rationaler Zweckmäßigkeit bestimmt ist**. Lehre ist immer darauf gegründet, dass zwischen Leh-

ren und Schülern ein persönliches Verhältnis entsteht. Es geht um „Begegnung“, um „Zuwendung“. Früher wurde dafür der Ausdruck „pädagogischer Eros“ verwendet und ich wiederhole ihn heute.

Damit ist gemeint, dass sich der Lehrer nicht als bloßer Wissensbote, als professioneller Übermittler geschickt portionierter Informationen versteht, sondern dass er an dem jungen Mensch interessiert ist, sich ihm in einer fast elterlichen Haltung zuwendet. Und umgekehrt: dass der junge Mensch den Lehrer achtet. Bei kleinen Kindern und in der Grundschule erleben wir dies ganz unverstellt in Verhaltensweisen, die alle Merkmale der „Liebe“ aufweisen, bei älteren Schülern ist dieser Eros noch immer, denke ich, die Grundlage für Achtung, Respekt, Vertrauen.

Wenn Liebe das Verhältnis von Lehrern und Schüler gründiert, dann werden die Gegenstände nicht mehr als Paukstoff, der für den nächsten Test wichtig ist oder für das ferne Berufsleben erarbeitet, sondern um der Menschen willen.

Damit ist gemeint, dass man das zu Wissende mit der Person des anderen verwebt. Damit dies gelingt, muss der Lehrer Liebe zur Sache ausstrahlen. Sie ist für den Schüler ein Versprechen, da es da noch irgendetwas gibt, was die „eigentliche“ Antwort auf seine persönlichen Fragen enthalten könnte. **Es erlaubt dem Schüler, seine eigene Sinnsuche mit dem zu verbinden, was auch der Lehrer sucht.** Der Schüler wird hereingenommen in die Liebe des Lehrers zur Sache. Der Lehrer wiederum projiziert in den Schüler eine Persönlichkeitsentwicklung, für die der vermittelte Stoff das Material ist, in dem sich, an dem sich seine Person ausdrücken und verwirklichen und Gestalt gewinnen, konturieren kann.

Wenn diese Verbindung zustande kommt, dann lernt der Schüler mehr als er durch bloße Paukereie lernen könnte; er übernimmt die Haltung des Lehrers, dessen Erkenntnisinteresse, dessen Liebe zur Sache und macht sie zu seiner eigenen – manchmal so sehr, dass er auch sein Fach studiert.

Auf diese Weise übernehmen Schüler ohne Zwang vieles von dem, was ich anfangs als Tugenden beschrieben habe: sie lernen Vokabeln, sie lernen Formeln, machen sich eigene Gedanken und lesen dicke Wälzer, sie quälen sich – manchmal machen sie dem Lehrer zuliebe sogar ihre Hausaufgaben.

Meine Damen und Herren,

Das alles ist nicht neu; ich habe nur ein Idealbild nachgezeichnet, das seit alters her alles Nachdenken über Pädagogik gründiert.

Sein Nachteil ist, dass es nur erlebbar, aber nicht beweisbar ist und dass es für diese pädagogische Beziehung keine Gebrauchsanweisungen, keine Standards, keine Kompetenzdefinitionen, keine Tests gibt. Ihre Ergebnisse sind nicht vorhersehbar, nicht determinierbar und nicht messbar. Das mag unseren Fortschrittsglauben und unsere Machbarkeitshoffnungen enttäuschen, doch es ist so.

Aber immerhin: es gibt Bedingungen, unter denen das Entstehen einer so fruchtbaren pädagogischen Situation eher möglich, eher wahrscheinlich ist, als unter anderen Bedingungen.

Die erste Gelingens-Bedingung ist, dass diese Bildung überhaupt gewollt wird – von der Bildungspolitik, von den Lehrern, den Eltern, den Schülern. Die zweite ist, dass die Rahmenlehrpläne an Themen ausgerichtet sind, mit denen Lehrer und Schüler sich inhaltlich auseinandersetzen können. Eine dritte Gelingens-Bedingung sind kleine Lerngruppen; erst sie ermöglichen individuelle Zuwendung. Die vierte ist, dass Zeitpolster bestehen, die Muße ermöglichen, in denen personen- und themenabhängig frei von formalen Leistungszielen gearbeitet werden kann.

Bereits die erste Voraussetzung ist in Gefahr. „Bildung“, gar „Allgemeinbildung“ oder „Persönlichkeitsbildung“, „Menschenbildung“ im Humboldtschen Sinne sind seit der PISA–Debatte verschwunden, werden belächelt und fristen nur noch ein kümmerliches Leben im Berliner Schulgesetz und in einigen Rahmenlehrplan–Vorworten. An ihre Stelle ist das Ziel getreten, die Schülerinnen und Schüler fit zu machen für ihren künftigen Beruf.

Anlass für diesen Paradigmenwechsel von der Persönlichkeitsbildung zur Berufsqualifizierung war der PISA–Schock. Auf ihn wurde mit Rezepten geantwortet, die der Ökonomie entlehnt sind. Die Schulen sollen bei gleich bleibenden Kosten ohne weitere Investitionen eine bessere Qualität produzieren. Die will man messen, um vom Messergebnis her rückwirkend den Prozess des Lernens zu optimieren.

Dies bedeutet, dass man Schulen nunmehr an ihrem **Output** misst. Man misst ihn mit Hilfe standardisierter Aufgaben, in welchem Ausmaß die Schüler (arbeitsmarkttaugliche) **Kompetenzen** erworben haben. Keine Ministerrede, kein Rahmenlehrplan mehr, keine Stundenplanung, die nicht vom Begriff „Kompetenzen“ geprägt wäre. Es gibt auf verschiedenen Stufen Methodenkompetenz, Rechtschreibkompetenz, Lesekompetenz, Rechenkompetenz, Lernkompetenz, Medienkompetenz, Sozialkompetenz, Selbstkompetenz, Persönlichkeitskompetenz, Führungskompetenz, professionelle Kompetenz, Umsetzungskompetenz, Humankompetenz, Kritikkompetenz, mentale Kompetenz, Kernkompetenz – „Kompetenzkompetenz“. Kompetenzen sind keine Tugenden, die Ausdruck der Persönlichkeit sein sollen. Kompetenzen sind Fertigkeiten, die den Menschen auf Berufseignung reduzieren.

Zur zweiten Voraussetzung, der Bildung an wichtigen Inhalten: Diese haben nunmehr an Bedeutung verloren. „Lesekompetenzen“ kann ich am „Faust“ oder an der Betriebsanleitung für einen MP3-Player erwerben. Bislang waren wir davon ausgegangen, dass Betriebsanleitungen nicht den gleichen Bildungswert haben wie Goethes Schriften; weshalb letztere auf dem Lehrplan standen, erstere nicht. Heute ist dies anders. Im Leistungskurs Englisch wird Kompetenz an der Präsentation von Naturkatastrophen erworben. Das „Nostra res agitur“ von Shakespeares Hamlet interessiert nicht mehr.

Weil der Inhalt gleichgültig ist, wird auch derjenige gleichgültig, der mit seiner Person für die Inhalte einsteht: der Lehrer. Die Lehrer–Schüler Beziehung taucht in der Rechnung der Bildungstheoretiker und der Bildungspolitiker nicht auf. Er wird zum Arrangeur des Lernprozesses und hat sich als Mensch zurückzunehmen.

Zur dritten Voraussetzung: Nur in kleinen Gruppen ist Zuwendung, ist Begegnung möglich. Da Statistiker erkannt haben, dass der Kompetenzen–Erwerb – wohlgermerkt: nicht der Erwerb von Bildung – von der Gruppengröße unabhängig ist, werden die Klassen bei einer Bildungspolitik nach Kassenlage nicht kleiner werden. Zwar wird man jetzt, um das Bauhandwerk zu stützen, viel Geld in die Schulgebäudesanierung stecken; das ist auch höchste Zeit; aber ich wette, dass man die Zahl der Lehrer in deutschen Schulen nicht vermehren wird – auf Dauer sind sie „zu teuer“.

Und was viertens die Zeit angeht: Mit der Verkürzung der Schulzeit bis zum Abitur, aber auch mit der Einführung zusätzlicher Tests und Aufgabenformen zum Beispiel im Mittleren Schulabschluss ging der Schule Zuwendungszeit verloren. Paradox, wenn wir bedenken, was das lateinische Wort „schola“ eigentlich bedeutet: nämlich Muße.

So mag es zwar sein, dass der verstärkte Ergebnisdruk an den Schulen dazu führt, dass einige Tugenden wie Leistungsbereitschaft, Fleiß, Ordnung, Pünktlichkeit jetzt intensiver eingefordert werden – durch den Zwang des Faktischen. Aber die Werte und Tugenden, deren Voraussetzungen Zuwendung, Begegnung, Auseinandersetzung, Problematisierung sind, bleiben auf der Strecke. **Menschen-erziehung, Werteerziehung werden wegrationalisiert; denn sie sind ineffizient.**

Man hat die Wertfragen aus ihrer Anwendung in den Sachfächern herausgezogen und im neuen Fach Ethik abgestellt, wo man sie ebenfalls dem Output-Prinzip unterwerfen kann. Ethik ist als Fach, als Disziplin der Philosophie durchaus sinnvoll – nur soll man das Fach nicht mit der Erwartung überlasten, es bessere die Menschen und es mache sie tugendhafter und wertebewusster als es die anderen Fächern ohnehin. Wertfragen sind etwas anderes als sozialkundliche Fragen, sind mehr als gut gemeinte Lebenshilfe und Kulturenvergleich.

„Und hätten der Liebe nicht ...“

Ja, **Liebe**, als Liebe zur Sache, als Liebe zum Kind, als pädagogischer Eros – das ist der Kern aller Pädagogik. Im Produktionsprozess Schule droht sie heute ein Störfaktor zu sein, den man wegrationalisiert. Aber ich bin fest davon überzeugt, dass das Pendel wieder in die andere Richtung schwingen wird – denn wo Menschen einander begegnen, die auf der Suche sind, läuft letztlich alle Rationalisierung ins Leere.

Denn immer gilt:

Wenn ich mit Menschen- und mit Engeln redete, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle.